

WERNER WILHELM SCHNABEL

ÖFFENTLICH ODER PRIVAT?  
ZUM WANDEL DER ADRESSATENORIENTIERUNG IN ALBEN  
UND ALBUMINSKRPTIONEN DES 18. UND  
FRÜHEN 19. JAHRHUNDERTS<sup>1</sup>

*Abstracts:*

Stammbücher (*Alba Amicorum*) waren vom frühen 16. bis ins frühere 20. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa eine bedeutsame Überlieferungsform literarischer Kurzformen. Die darin hinterlassenen Literaturpartikel dienten nicht zuletzt der Selbstinszenierung und Repräsentation der Inskribenten vor einer spezifischen Öffentlichkeit, die auch einen gemeinsamen Wertekanon teilte. Die Ausdifferenzierung der Bezugsgruppen und die Pluralisierung ihrer Wertsysteme führten im ausgehenden 18. Jahrhundert zu einer zunehmenden Akzentuierung des ›Privaten‹ und ›Intimen‹, mit der Albumhalter und Inskribent eine affektive Zweierbeziehung simulierten. Dieser Wandel der Trägerschaft, der Adressatenorientierung und der Themen und Aussagen der Einträge selbst erwies sich mittelfristig als ein *Movens* für den Reputationsverlust der Stammbuchsitte, der im Laufe des 19. Jahrhunderts evident ist.

From the early 16th to the early 20th century, *Alba Amicorum* were an important form of transmission of literary short forms throughout Central Europe. The literary particles left behind in them served not least for the inscribers' self-presentation and representation to a specific public, which also shared a common canon of values. The differentiation of the reference groups and the pluralization of their value systems led to an increasing accentuation of the ›private‹ and ›intimate‹ in the late 18th century, with which the album holder and inscriber simulated an affective relationship. In the medium term, this change in the sponsorship, the orientation of the addressees and the topics and statements of the entries themselves proved to be a motive for the loss of reputation of the album tradition, which became evident in the course of the 19th century.

- 1 Die folgenden Überlegungen konnten in ihren Grundzügen 2017 auf der Tagung »*La mise en scène du moi entre France et Europe centrale: livres d'amitié, écritures du for privé, écritures de l'intime XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècles*« (Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg, Université de Strasbourg) vorgestellt werden. Sie wurden für die vorliegende Publikation aktualisiert, ergänzt und thematisch erweitert.

## 1 Freundschaftsalben?

Alba Amicorum haben in den letzten beiden Jahrzehnten eine enorm verstärkte Aufmerksamkeit in der Forschung erfahren, die sich mittlerweile international aufgestellt hat. Literatur- und Sprachwissenschaft, Musik- und Kunstwissenschaft, Kultur- und Denkgeschichte, Prosopographie und Medizinhistorie sind intensiv an der Auswertung der Handschriftensammelmedien beteiligt, deren Bedeutung als Quelle für vielerlei Fragestellungen in zahlreichen geisteswissenschaftlichen Bereichen inzwischen anerkannt ist.<sup>2</sup> Freilich sind die in Stammbüchern bewahrten Einträge nicht als Quelle für spätere Interpreten niedergeschrieben worden, sondern als materieller Niederschlag eines Kommunikationsaktes unter Zeitgenossen, der an bestimmte personale Konstellationen gebunden ist und gewissen Regeln und Konventionen gehorcht.

Die Textsorte des Stammbucheintrags zeichnet sich dadurch aus, dass der Schreiber eine Sentenz, ein epigrammatisches Kurzgedicht oder ein anderes literarisches ›Partikel‹ mit einer Zueignung verbindet, die dem Halter des Albums gewidmet ist. Das handschriftliche Notat weist also (mindestens) zwei Textbestandteile auf, deren erster, ›poetischer‹ Teil durch einen zweiten, auch graphisch separierten Abschnitt für einen bestimmten lebensweltlichen Zweck instrumentalisiert wird.<sup>3</sup> Hinzutreten können je nach persönlichen Vorlieben Bilddarstellungen in verschiedensten Techniken, handwerkliche Bastelarbeiten oder musikalische Notationen. Interessant ist diese pragmatische ›Verwendung‹ literarischer (und bildkünstlerischer beziehungsweise musikalischer) Elemente nicht zuletzt deshalb, weil sie sich in der Regel örtlich und zeitlich genau bestimmen lässt und der soziale und bildungsmäßige Status der beiden Hauptbeteiligten oft rekonstruierbar ist. Die Inskriptionen sind somit eine hervorragende Quelle, um die Entwicklung und Verteilung von Wissensbeständen (zum Beispiel Sprachgebrauch, Zitierkanones, Werte- und Orientierungshorizonte) vom 16. bis zum 20. Jahrhundert präzise zu verorten und deren Wandlungen und spezifische Akzentuierungen im Laufe der Zeit nachzuverfolgen.<sup>4</sup>

2 Vgl. dazu Werner Wilhelm Schnabel, Erschließung und Erforschung von Alba Amicorum. Geschichte – Stand – Perspektiven, in: Über Stammbücher schreiben, hg. von Magnus Ulrich Ferber, Philip Haas und Sven Limbeck, Göttingen 2024 (im Erscheinen).

3 Zur Aufgabenverteilung beider Teile eingehender Werner Wilhelm Schnabel, Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts, Tübingen 2003, S. 61–101.

4 Grundlegende Untersuchungen etwa bei Walther Ludwig, Beispiele interkonfessioneller Toleranz im 16.–18. Jahrhundert. Zwei humanistische Stammbücher und die christlichen Konfessionen, Hildesheim, Zürich und New York 2010; Ders., Stammbücher

Albumeinträge dieser Art bilden einen Kommunikationsakt, der zwischen einem schreibenden ›Sender‹ und einem meist ausdrücklich und oft auch namentlich adressierten ›Empfänger‹ zustandekommt, der derartige Notate zielstrebig akquiriert, sammelt und dauerhaft aufbewahrt. Die Sprachhandlungsformeln, mit denen der Inskribent sein Tun bezeichnet, erlauben dabei nähere Aussagen über die zugeschriebene Funktion des Eintrags.<sup>5</sup> Neben dem Vorstellungsbereich des ›Beifügens‹, ›Einstreuens‹ und ›Übergebens‹ werden dort besonders häufig auch Wortfelder des ›Sich Empfehlers‹, des ›Bezeugens‹ und ›Widmens‹, aber auch des ›Anwünschens‹, ›Erinnerns‹ oder ›Ermahnens‹ herangezogen – insgesamt also eher distanzierte als affektive Handlungsoptionen.

In der Stammbuchforschung war es lange Zeit üblich, das Verhältnis zwischen dem Albumhalter und seinen Einträgern mit dem Interpretament der ›Freundschaft‹ zu beschreiben. Das legten immerhin schon die historischen Bezeichnungen für das Sammelmedium nahe. Lateinisch firmierte es seit etwa den 1570er Jahren bekanntlich als ›album amicorum‹,<sup>6</sup> französisch als ›livre d'amitié‹, niederländisch als ›vrienden album‹ und ähnlich, italienisch als ›libro d'amici‹, schwedisch als ›vännernas album‹, englisch als ›friendship book‹ und dergleichen. Auch im deutschen Sprachraum wurde das Appellativ ›Freundschaftsbuch‹ oder ›Freundschaftsalbum‹ in den fremdwortskeptischen 1930er Jahren als willkommene Eindeutschung benutzt,<sup>7</sup> da die Bezeichnung ›Stammbuch‹ zumindest mehrdeutig war; vor allem seit den 1950er Jahren verbreitete es sich dann weiter<sup>8</sup> und fand auf diese Weise mittlerweile sogar zu lexikalischen

vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Kontinuität und Verbreitung des Humanismus, Hildesheim, Zürich und New York 2012; Ders., Humanismus im 18. Jahrhundert: Das lateinische und deutsch-niederländische Stammbuch des Martin Martens Eelking aus Bremen (1731–1745), in: *Humanistica Lovaniensia* 66 (2017), S. 409–438. – Ein erster Versuch mit quantifizierenden Methoden bei Katrin Henzel, Mehr als ein Denkmal der Freundschaft. Stammbucheinträge in Leipzig 1760–1804, Leipzig 2014.

- 5 Näher Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 325–328 (aristokratische Alben), S. 459–462 (Alben aus dem Bildungsmilieu).
- 6 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 281–285.
- 7 Zum Beispiel: Karl Fischer, *Das Freundschaftsbuch des Apothekers Friedrich Thomas Bach. Eine Quelle zur Geschichte der Musikerfamilie Bach*, in: *Bach-Jahrbuch* 35 (1938), S. 95–102; Leopold von Bessel, *Das Freundschaftsalbum (Album amicorum) des Johann Jakob zum Pütz (1615–1620)*, in: *Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde* 11 (1939), Sp. 7–22, Sp. 67–82, Sp. 133–146.
- 8 So etwa bei Walther Risler, *Ein europäisches Stammbuch vor 150 Jahren. Das Tirionische Freundschaftsalbum*, in: *Die Heimat. Zeitschrift für niederrheinische Heimatpflege* 25 (1954), S. 137–140; M[anfred] Hofmann, *Zum Freundschaftsbuch des Heinrich Hahn*, in: *Hessische Familienkunde* 4 (1957/59), Sp. 668; Helmut Besch, *Zwei Rollmann'sche Freundschaftsbücher vom Ausgang des 18. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen der West-*

Ehren.<sup>9</sup> Natürlich sind derlei Benennungen nicht ›falsch‹. Sie greifen eine zeitgenössische lateinische Bezeichnung auf, die sich für ein seit den 1530er Jahren aufgekommenes, zunächst namenloses Objekt eingebürgert hatte. Während sich im Deutschen schon seit den 1550er Jahren die Bezeichnung ›Stammbuch‹ zu etablieren begann,<sup>10</sup> wurde das Handschriftensammelmedium in gebildeten Kreisen schon durch die Titulierung mit dem Konzept der *amicitia* in Verbindung gebracht.<sup>11</sup>

Gleichwohl vermitteln Appellative, die auf der Übersetzung des lateinischen Terminus beruhen, dem heutigen Hörer zumindest für Stammbücher des 16. bis mittleren 18. Jahrhunderts leicht einen falschen Eindruck. Sie suggerieren, dass es sich bei den Notaten, die in den Alben gesammelt wurden, um Belege enger zwischenmenschlicher Beziehungen handle, um Zeichen eines intimen Umgangs miteinander, einer Gleichgestimmtheit und Verwandtschaft der Seelen – eben dessen, was eine euphemistische Vorstellung von Freundschaft heute nahelegt. Dass die Vorstellung des freundschaftlichen Gefühlsüberschwangs, der tränenseligen Umarmungen und inbrünstigen Ewigkeitsbeschwörungen, die in den Alben verbalisiert und verbildlicht wurden, erst mit der Mode der literarischen Empfindsamkeit ab etwa 1740 entstanden ist, gerät dabei leicht aus dem Blickfeld. Die vorempfindsame, wesentlich pragmatischere ›Freundschaft‹ war weniger auf Affekte als vielmehr auf Vernunft und Kalkül bezogen, auch

deutschen Gesellschaft für Familienkunde 18/19 (1957/60), Sp. 741–756; ebd. Sp. 20 (1961), Sp. 1–18, Sp. 65–83, Sp. 153–168, Sp. 233–264; E[rich] Bartholomäus, Drei Freundschaftsbücher aus Nassau und Hessen (1814–1822), Frankfurt a. M. 1958 (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde, 38); Herbert M. Schleicher, Album Amicorum. Freundschaftsbuch des Werner Reinhold Bernhard von Müntz für die Zeit von 1762–1769, Köln 2000; Gerhard Seibold und Lupold von Lehsten, Das Freundschaftsalbum der Louise Mittermaier, 1847–1857. Ein bemerkenswertes Zeugnis des Familien- und Freundeskreises Karl Joseph Anton Mittermaiers aus der Paulskirchenzeit, in: Archiv für Sippenforschung 10 (2006), S. 242–267; Eva Raffel, Galilei, Goethe und Co. Freundschaftsbücher der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Berlin 2012; Volkhard Huth, Eine neue Quelle – nicht nur – zur Gelehrten-geschichte des frühen 19. Jahrhunderts: Friedrich Karl von Savignys ›Freundschaftsalbum‹ im IPK, in: Mitteilungen des Instituts für Personengeschichte 15/3 (2012), S. 2–7.

9 W[olfgang] Klose, Freundschaftsalbum, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. III, hg. von Gert Ueding, Tübingen 1996, Sp. 472–476.

10 Vgl. Schnabel, Das Stammbuch, S. 285–288.

11 Wortgeschichtlich grundlegend, sachgeschichtlich gelegentlich problematisch Franz Josef Worstbrock, Album, in: Mittellateinisches Jahrbuch 41 (2006), S. 245–264. Vgl. auch Werner Wilhelm Schnabel, Das Album Amicorum. Ein gemischtmediales Sammelmedium und einige seiner Variationsformen, in: Album. Organisationsform narrativer Kohärenz, hg. von Anke Kramer und Annegret Pelz, Göttingen 2013, S. 213–239, hier S. 213–215.

wenn sich die Humanisten lebhaft bemühten, ihre amicablen Beziehungen nach antikem Vorbild literarisch zu stilisieren und eine entsprechende Gruppenidentität zu begründen.<sup>12</sup> Der Wandel der mentalitätsgeschichtlichen Kontexte,<sup>13</sup> die Veränderung der Kommunikationssituationen<sup>14</sup> und damit auch der Stammbuchsitte selbst wird mit einer Rubrizierung der buchförmigen Sammelmedien als ›Freundschaftsalben‹ deshalb allzu leicht eingegebenet; sie führt zu einer Enthistorisierung des Phänomens und durch die Einordnung in anachronistische Rahmenbedingungen oft auch zu einem unzureichenden, ja falschen Verständnis.

Die jüngere Forschung hat demgegenüber mit Nachdruck den Charakter von Stammbüchern und Stammbucheinträgen als Mittel der Selbstinszenierung

- 12 Vgl. etwa der Artikel ›Freundschaft‹ in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* II, hg. von Joachim Ritter, Darmstadt 1972, Sp. 1105–1114. Ungemein materialreich immer noch die ältere Untersuchung von Wolf Dietrich Rasch, *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock*, Halle 1936; dazu Wolfgang Adam, *Wieder gelesen: Wolf Dietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts*, in: *Ars et Amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998*, hg. von Ferdinand van Ingen und Christian Juraneck, Amsterdam und Atlanta 1998, S. 41–55. – Vgl. daneben etwa A[lexander] von Gleichen-Rußwurm, *Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise*, Stuttgart o. J. [um 1925]. – Vgl. Heinz Wilms, *Das Thema der Freundschaft in der deutschen Barocklyrik und seine Herkunft aus der neulateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts*, Dissertation, Kiel 1962. – Friedrich H. Tenbruck, *Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964), S. 432–456. – Walter Rüegg, *Christliche Brüderlichkeit und humanistische Freundschaft*, in: *Ethik im Humanismus*, hg. von Ders. und Dieter Wuttke, Boppard 1979, S. 9–30. – Maurice Daumas, *Freundschaftsbezeugungen als literarische Ausdrucksform*, in: *Alter ego. Freundschaften und Netzwerke vom 16. bis zum 21. Jahrhundert*, hg. von Kerstin Losert und Aude Therstappen, Straßburg 2016, S. 116–119.
- 13 Jean Balsamo, *Une pratique de la sociabilité humaniste à l'épreuve de l'Europe. L'album amicorum au XVI<sup>e</sup> siècle*, in: *L'Humanisme à l'Épreuve de l'Europe (XV<sup>e</sup>–XVI<sup>e</sup> siècle). Histoire d'une transmutation culturelle*, hg. von Denis Crouzet u. a., Ceyzérieu 2019, S. 136–151. – Jarochna Dabrowska-Burkhardt, *Die Bedeutung der Stammbucheinträge als Ausdruck von Freundschaft. Eine kulturlinguistische Analyse am Beispiel eines Grünberger Stammbuches aus dem 18. Jahrhundert*, in: *Text, Diskurs, Kommunikation. Podejsia toretyczne, analityczne i kontrastywne – Text, Diskurs, Kommunikation. Theoretische, analytische und kontrastive Ansätze*, hg. von Agnieszka Buk, Rzeszow 2020, S. 261–275.
- 14 Werner Wilhelm Schnabel, *Johann Wilhelm Bergius (1713–1765) und die Berliner Frühaufklärung. Personale Konstellationen in Zeiten kulturellen Horizontwandels*, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 67 (2016), S. 91–142.

hervorgehoben.<sup>15</sup> Sowohl die Albumhalter wie die Inskribenten nutzen das Medium demzufolge, um Erinnerungen zu setzen und zu steuern. Beide entwerfen – die einen durch die Auswahl der Einträge, die anderen durch die Art und Positionierung ihrer Einträge – ein bestimmtes Bild von sich, in dessen Perpetuierung und Verbreitung sie einen Nutzen sehen. Ein solch zielstrebiges Vorgehen ist natürlich nur wirksam, wenn es auch das gewünschte Publikum erreicht. Wenn eine Stammbuchinskription einen Kommunikationsakt darstellt – was kaum zu leugnen ist –, dann ist die Frage nach den Beteiligten also nicht ganz unerheblich, oder besser: die Frage nach der Öffentlichkeit bzw. Zielgerichtetheit des Kommunikationsaktes. Und genau diese hat sich in der Zeit von etwa 1720 bis 1820 auf bemerkenswerte Weise verändert. Dieser Wandel des Öffentlichkeitscharakters zeigt sich sowohl in der materialen Konstitution des Mediums wie in den thematischen Schwerpunktsetzungen und der sprachlichen Gestaltung der Einträge.

## 2 Stammbuch und Öffentlichkeit

Von Anbeginn an – seit den Zeiten der Wittenberger Reformation, in deren Umfeld die Stammbuchsitte entstand – waren die Inschriften nicht nur ein Zeichen individueller Bekanntschaft mit dem Einträger, sondern auch Objekte, die zum Herzeigen geeignet und gedacht waren. Das wird beispielsweise schon

15 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 167–177. – Vgl. auch Ders., *Heteronomie und Surrogatcharakter des Kinderstammbuchs. Gustav von Racknitz (1635–1681) und sein Album*, in: *Daphnis* 19 (1990), S. 423–470. – Marie Ryantová, *Památníky raného novověku jako prostředek individuální sebezprezentace*, in: *Česky časopis historický* 104/1 (2006), S. 47–80. – Vera Keller, *Painted Friends: Political Interest and the Transformation of International Learned Sociability*, in: *Friendship in the Middle Ages and Early Modern Age. Explorations of a Fundamental Ethical Discourse*, hg. von Albrecht Classen und Marilyn Sandidge, Berlin und Boston 2010, S. 675–705. – Werner Wilhelm Schnabel, *Selbstinszenierung in Bildern und Texten. Stammbücher und Stammbucheinträge aus Helmstedt*, in: *Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810*, hg. von Jens Bruning und Ulrike Gleixner, Wiesbaden 2010, S. 68–77. – Ders., *Der Philothecarius à la mode. Stammbuchpraxis als Projektionsraum studentischer Gruppenkulturen*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 102 (2020), S. 87–132. – Ders., *Professoren in Stammbüchern – Stammbücher von Professoren. Rollenkonstellationen und inszenatorische Praxis*, in: *Universitätsprofessoren in (Mittel-) Europa vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert)*, hg. von Blanka Zilynská und Martin Holý, Prag 2020, S. 101–124 und S. 295. – Zu einer verwandten kulturellen Praxis neuerdings auch Kristina Stog, *Schreiben als Besucher. Zur Praktik des Besucherbucheintrags als Form öffentlicher Schriftlichkeit*, Dissertation, Paderborn 2020.

an der Tatsache deutlich, dass sich die frühe Akquisition von Einträgen in Wittenberg zunächst auf einen relativ engen Kreis von Theologen beschränkte, die weit überregionale Bedeutung erlangt hatten, während der eigene Pfarrer oder andere Bekannte und Honoratioren bis in die frühen 1540er Jahre nicht den Weg in die Stammbücher fanden.<sup>16</sup> Es waren die zentralen, prominenten Akteure der Reformation – allen voran Luther und Melanchthon –, von denen man sich ein handschriftliches Notat erbat, das idealerweise einen Bezug auf die individuelle Lebenssituation aufwies. Die losen, oft großformatigen Blätter, die man erhielt, wurden dann in repräsentative Bibeldrucke oder prominente Werke der religiösen oder kulturellen Überlieferung eingebunden.<sup>17</sup> Sie wurden gewissermaßen als ›protestantische Reliquien‹ verwahrt und präsentiert und offensichtlich auch von den nachfolgenden Generationen in Ehren gehalten. Erst nach und nach weitete sich der Kreis der Beteiligten dann auf andere Milieus aus, wobei zumindest in akademischen Kreisen das Bemühen um Inskriptionen möglichst prominenter Persönlichkeiten noch länger dominant blieb. Man muss sich mit derlei Hinterlassenschaften also durchaus auch geschmückt haben – und das ist immer auch davon abhängig, dass die Schriftzüge nicht nur in der einsamen Stube selbst betrachtet, sondern anderen gezeigt wurden. Das wussten natürlich auch die Inskribenten, die mit ihrem Eintrag ein möglichst erinnerungswürdiges Bild von sich zu zeigen versuchten.

Sieht man von den Anfängen der Stammbuchsitte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einmal ab, als die auf Loseblättern erfolgten Einträge erst sekundär in einen Buchzusammenhang gebracht wurden, so ist die eigentliche Überlieferungsform der Alben über Jahrhunderte hinweg die Buchform gewesen.<sup>18</sup> Ob im Blankalbum oder im Druckwerk, dem leere Blätter vor- und nachgebunden oder das mit leeren Blättern durchschossen wurde: die Schreiber

16 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 244–274.

17 [Carl August Hugo] Burkhardt, *Unbekannte Bibelinschriften der Reformatoren*, in: *Theologische Studien und Kritiken* 69 (1896), S. 351–355. – Paul Lange, *Bibelinschriften Luthers und anderer Reformatoren*, in: *Neue kirchliche Zeitschrift* 9 (1898), S. 627–653. – Gustav Milchsack, *Bucheinzeichnungen Melanchthons*, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze über Buchkunst und Buchdruck, Doppeldrucke, Faustbuch und Faustsage, sowie über neue Handschriften von Tischreden Luthers und Dicta Melanchthonis*, hg. von Wilhelm Brandes und Paul Zimmermann, Wolfenbüttel 1922, Sp. 111 f. – Hans Volz, *Die Bibleinzeichnungen der Wittenberger Reformatoren. Eine buchgeschichtlich literarhistorische Studie*, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 1971, S. 122–137. – Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 252 f.

18 Werner Wilhelm Schnabel, *Les ouvrages imprimés utilisés comme livres d'amitié. Types et conditions d'utilisation pendant cinq siècles*, in: *Alter ego. Amitiés et réseaux du XVI<sup>e</sup> au XXI<sup>e</sup> siècle*, Straßburg 2016, S. 186–200. Deutsch: *Druckwerke als Stammbücher. Typen und Verwendungsbedingungen in fünf Jahrhunderten*, in: *Alter ego*.

trugen sich in ein mehr oder minder bereits fixiertes Medium ein, in dem der Eintrag auf Dauerhaftigkeit ausgelegt war. Nicht zuletzt der sorgsamsten Wahl des Platzes kam deshalb besondere Bedeutung zu.<sup>19</sup> Man ordnete sich damit üblicherweise in ein sozialhierarchisches Gefüge ein, das penibel zu beachten war. Jeder Verstoß gegen die Regeln, die dem Einzelnen einen genau bestimmten Ort zuwiesen, konnte deshalb als bewusstes Statement interpretiert werden. Wählte man einen Platz weiter hinten im Album, signalisierte man dadurch Bescheidenheit; drängte man sich weiter nach vorne als es einem zukam, zeigte dies ostentatives Selbstbewusstsein, ja Überheblichkeit, was die Einträge in der Regel vermieden. (Seltene) Ausnahmen von diesem Kommentar der sozialen Selbstzuordnung wurden nur toleriert, wenn man sich ausdrücklich einem Kreis von engen Freunden zuordnen wollte, in deren Umfeld man sich verewigte. Etwas lockerere Regeln gab es auch in Alben, die auf einem Druck basierten: wenn man – etwa in Emblembüchern – einen besonders passenden Bezugstext fand, auf den man auch in seiner Inskription anspielte,<sup>20</sup> konnte die hierarchische Eintragsordnung notfalls außer Kraft gesetzt werden. Schon die Platzierung der eigenen Handschrift transportierte also eine gewisse Aussage, die Betrachter und Leser voraussetzte. Nie waren die Einträge lediglich für den Stammbuchhalter geschrieben, sondern setzten eine ›Halböffentlichkeit‹ voraus, die sie ansprachen und vor der sich die Schreiber präsentierten.

Zwangsläufig brachte es das Buchmedium mit sich, dass diejenigen, die um ein Notat gebeten wurden, auch Einblick in die Texte erhielten, die bereits im Stammbuch standen. Aus vielerlei Quellen ist uns überliefert, dass gerade höherrangige Einträge sehr genau auf die Texte sahen, die sie vorfanden. Apodemiken wie die von Martin Zeiller (1589–1661) empfahlen das Führen von Alben nicht nur, um damit Zutritt zu Honoratioren zu erlangen, die Fremden gegenüber skeptisch waren. Als vorteilhaft erwiesen sich die Philotheken auch, da sie Gesprächsstoff für die Antrittsbesuche boten,<sup>21</sup> die man sich wohl meist als

Freundschaften und Netzwerke vom 16. bis zum 21. Jahrhundert, hg. von Kerstin Lohert und Aude Therstappen, Straßburg 2016, S. 188–202.

19 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 138–141.

20 Vgl. etwa Gilbert Heß, *Literatur im Lebenszusammenhang. Text- und Bedeutungskonstituierung im Stammbuch Herzog Augusts des Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg (1579–1666)*, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 145–186.

21 Vgl. etwa Daniel Gruber, *Discursus Historico-Politicus De Peregrinatione Studiosorum [...]*, Straßburg 1625, cap. 52. – Johann Eurich Chorion [= Johann Heinrich Schill], *Der Studenten und Soldaten Teutschen Stamm-Buchs Erster Theil [...]*, Straßburg 1644, S. 13. – [Martin Zeiller,] *Fidus Achates, Oder Getreuer Reisgefert [...]*, Ulm 1651, S. 8. – Wolf Bernhard von Tschirnhaus, *Getreuer Hofmeister auf Academien und Reisen [...]*, Hannover 1727, S. 297–300.

etwas steif vorstellen muss. Der mehr oder minder berühmte Mensch, den man aufsuchte, konnte im Idealfall gemeinsame Bekannte im Stammbuch identifizieren, so dass sich leichter in ein zwangloseres Verhältnis treten ließ. Aus den Notaten gewann der Leser somit ein – idealerweise positives – Bild von dem vorsprechenden Fremden, da er vom Kreis der eingetragenen Personen auf dessen eigene Charaktereigenschaften schloss – damals wie heute wird der Einzelne ja nicht zuletzt aufgrund der Gesellschaft beurteilt, in der er verkehrt. Gerade diese Wahrnehmungsweise wurde – das ist recht häufig überliefert – auch dazu verwendet, die Stammbücher zu ›missbrauchen‹. Betrüger eigneten sich etwa fremde Alben an und reklamierten die dort dokumentierten Bekanntschaften für sich.<sup>22</sup> Aufmerksame und vielleicht auch misstrauische Gesprächspartner bemühten sich deshalb, etwas über die Hintergründe der Beziehungen zu erfahren, die in den Alben dokumentiert waren, und darauf gegebenenfalls auch mit Nachfragen zu reagieren. Die Vaganten oder studentischen Bettelreisenden, die sich mittels ihrer Stammbücher Zutritt zu vermögenden Honoratioren verschafften und zeitweilig eine Plage gewesen zu sein scheinen, waren damit leichter zu entlarven.

Leicht bloßstellen konnte sich der Stammbuchhalter aber nicht nur durch eine Vorspiegelung falscher Beziehungskreise. Auch der Inhalt der Notate wurde genau beachtet und gegebenenfalls im Hinblick auf den Albumbesitzer interpretiert.<sup>23</sup> So erwies es sich immer wieder als riskant, sehr unterschiedliche

- 22 David Wagentrotz, *Nubecula citò transitura. Lieblicher vnd frölicher Sonnenschein/ nach dem trüben Creutzwöcklein/ vnd kühlem Regen der Verfolgung. Das ist: Eine Christliche Trostpredigt in dieser hochbetrübten Zeit vnd schweren Verfolgung [...]*, Hamburg 1635, fol. Aiiij<sup>v</sup>–Aiiij<sup>v</sup>, Aiv<sup>r</sup>. – Misander [= Johann Samuel Adami], *Deliciae Biblicae Oder Biblische Ergetzlichkeiten/ Worinnen Alle Curieuse merck- und Denckwürdige/ zweiffelhafte Oerter/ Sprüche und Fragen/ nach der Richt-Schnur Göttlichen Worts/ aus bewehrten Theologicis erörtert [...]*. Vet. Testam. XV, o. O. 1704, S. 951–955. – Michael Lilienthal, *Schediasma Critico-Literarium De Philothecis varioque earundem Usu & Abusu, vulgo von Stamm-Büchern [...]*, Königsberg 1712, S. 49–52. Repogr. Ndr. in: *Stammbücher als kulturhistorische Quellen*, hg. von Jörg-Ulrich Fechner, München 1981, S. 239–298, hier S. 291–294. – M. Steudnitzer der ander [= Theodor Lebrecht Pitschel], *Gedanken über die Stammbücher*, in: *Belustigungen des Verstandes und des Witzes 4* (1743), S. 258–279, S. 337–356, S. 436–460. hier S. 266–268. – [Jacob Glatz,] *Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland. Auf einer Reise durch einige Ungarische Provinzen, Teutschland* [Gotha] 1799, S. 187–208.
- 23 Pitschel, *Gedanken*, passim. – Dazu Werner Wilhelm Schnabel, *Stammbuch-Schelte. Theodor Lebrecht Pitschel und seine »Gedanken über die Stammbücher«*, in: *Ars longa, vita academica brevis. Studien zur Stammbuchpraxis des 16.–18. Jahrhunderts*, hg. von Klára Berzeviczy, Péter Lőkös und Zsófia Hornyák, Budapest 2009, S. 47–73. – Tünde Katona, »... ob man sich ... Stammbücher zulegen müsse.« Ein früher

Milieus mit je spezifischen Interessen, Erwartungen und Umgangsformen in einem Album zu versammeln. Geistliche, Professoren, Lehrer, hohe Beamte und andere Honoratioren trugen sich selbst üblicherweise mit frommen Sprüchen, moralischen Mahnungen und abgeklärten Lebensweisheiten ein – das entsprach ihrem gesellschaftlichen Stand und dem Bild, das sich andere von ihnen machen sollten.<sup>24</sup> Zugleich erwarteten sie derartige Ernsthaftigkeit aber auch von den übrigen Inskribenten. Vorsichtige Stammbuchhalter baten in den Eingangsgedichten, die sie ihren Alben voranstellten, deshalb ausdrücklich um gesittete und moralisch einwandfreie Beweise der *amicitia*; sie verboten sich hingegen alles, was gegen die guten Umgangsformen verstieß.<sup>25</sup>

Perhorresziert waren insbesondere leichtfertige, zweideutige oder gar obszöne Einträge. Nicht selten wurde gedroht, derlei Seiten gleich ganz herauszureißen und den Schreiber mit dem Entzug der Freundschaft zu strafen.<sup>26</sup> Immer wieder scheinen enervierte Halter damit auch Ernst gemacht zu haben – darauf deutet das auffällige Fehlen von Seiten in Alben, deren Schreiber im jeweiligen Register noch nachweisbar sind.

Peinlicher noch war das sogenannte ›Notenmachen‹, also das Anbringen von – meist gehässigen oder doch zumindest ironischen – Anmerkungen zu bereits eingeschriebenen Texten oder deren Manipulation. Aus einem frommen ›Non est mortale quod opto‹ (›Es ist nicht sterblich, was ich wünsche/wähle‹) konnten böswillige Zeitgenossen durch Streichung eines Buchstabens ein ›Non est morale quod opto‹ (›Es ist nicht sittlich, was ich wünsche/wähle‹) machen; die sittenstrenge und ehrfurchtheischende Aussage, die sich gerade auf die Überzeitlichkeit ihres Wollens kaprizierte, war damit in ihr schnödes Gegenteil verkehrt. Oder spätere Schreiber (oder auch der Halter selbst) merkten Despektierliches zum Charakter des jeweiligen Einträgers an, der sich gegen solche Verunglimpfungen ja nicht mehr wehren konnte. Literaturwissenschaftlich und kulturgeschichtlich mögen solche Produktivrezptionen überaus interessant und vergnüglich sein – für den Albumhalter, der die Albumeinträge als Ausweise seiner sozialen Integration nutzte, war es freilich fatal, wenn sie den Falschen unter die Augen kamen. Sie entwerteten nämlich nicht nur den gesamten Eintrag, sondern ließen auch unliebsame Fragen nach der Zusammensetzung des Personenkreises aufkommen, mit dem der Besitzer Kontakte pflegte.

wegweisender Essay von Theodor Lebrecht Pitschel über Freundschaftsalben (1743), in: *Quelle & Deutung VI. Beiträge zur Tagung ›Quelle und Deutung VI‹ am 27. November 2019*, hg. von Balázs Sára, Budapest 2021, S. 131–150.

24 Schnabel, Professoren in Stammbüchern, S. 105–110.

25 Schnabel, Das Stammbuch, S. 55–57.

26 Schnabel, Das Stammbuch, S. 372–382.

Nicht immer wird der Stammbuchhalter also ausschließlich Freude mit den Einträgen gehabt haben, die er in seinem Album wiederfand. Im besten Fall verschafften sie ihm Zutritt, Achtung und Förderung; im schlimmsten Fall konnten sie aber wohl auch recht nachteilige Wirkungen entfalten: man konnte dadurch das Wohlwollen derer verlieren, die für das persönliche Fortkommen damals noch viel wichtiger waren als heute. Die Tatsache, dass Inskriptionen immer wieder unleserlich gemacht oder überklebt wurden, lässt sich nicht zuletzt auf solche Erfahrungen zurückführen.

### 3 Separierung der Öffentlichkeiten

Es erschien deshalb sinnvoll, die Kontaktkreise, in denen man verkehrte, voneinander zu trennen, wenn diese eine auffällig unterschiedliche Ausrichtung hatten. Oder anders formuliert: sofern man befürchtete, durch seinen Umgang bei denen desavouiert zu werden, auf deren Wertschätzung man angewiesen war, bemühte man sich im Eigeninteresse, die beiden Milieus der *fautores* und der *amici*, in denen man verkehrte, zu separieren. Für die Alben bedeutete dies, dass man beschränkte Öffentlichkeiten schuf beziehungsweise die Öffentlichkeit überhaupt einschränkte. Die Bezugsgruppen, an die man sich mit der Bitte um einen Eintrag wandte, bekamen also nur die Alben zu Gesicht, die für sie bestimmt waren. Als Medien existierten sie fortan gewissermaßen nebeneinander, ohne miteinander in Berührung zu kommen. Ebenso wie im heutigen Kosmos der sozialen Netzwerke eine »Entdifferenzierung der Zuschauerkreise [...] zur Mäßigung oder zum Konsequentein« erzieht,<sup>27</sup> weicht eine systematische Einschränkung der Rezipientenmilieus gerade einer solchen sanktionsbehafteten Disziplinierung aus. Das hatte wiederum auch Auswirkungen auf die Lizenzen, die man in den unangepassteren Milieus beanspruchte. Sie förderten die Verwendung auch sehr spezieller Inszenierungstypen und den ludifikatorischen Umgang mit ihnen, ohne sich auf problematische Konflikte einlassen zu müssen. Die literarisch vermittelte Devianz, die

27 André Kieserling, Öffentlich enthemmt. In Teilen des Internets herrscht soziale Kontrolle. Umso disziplinloser geht es in anderen zu, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 13.9.2020, S. 56, basierend auf einer Untersuchung zu einem gegenläufigen Prozess von der Differenzierung zur Entdifferenzierung: Abigail E. Curlew, Undisciplined Performativity: A Sociological Approach to Anonymity, in: Social Media + Society 5 (2019), Nr. 1 (online: <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/2056305119829843>; Zugriff 18.4.2022).

gerade im Studentenmilieu zeitweilig en vogue war, blieb damit mehr oder minder ›folgenlos‹ und ließ sich deshalb umso spielerischer betreiben.

Wohl im Zuge entsprechender Ausdifferenzierungsprozesse lässt sich schon seit dem 17. Jahrhundert immer wieder die parallele Nutzung mehrerer Stammbücher nachweisen, die die *Philothecarii* jeweils bestimmten Einträgergruppen vorbehalten.<sup>28</sup> Im Album für die Gönner und Förderer blieben die Honorationen unter sich, belegten mit gewichtigen religiösen und moralischen Maximen und magistralen Verhaltensaufrufen ihre Vorbildfunktion; zudem versicherten sich die Inskribenten mit der Angabe ihrer akademischen Grade, Titel und Funktionen ihres herausgehobenen Ranges. Im Idealfall wurden dabei in den Zueignungspassagen auch wohlwollende Worte über den Stammbuchhalter eingebunden, die etwa Tugenden, Arbeitseifer und Gelehrsamkeit oder die vornehme Herkunft des Empfängers lobten. Sammlungen derartiger Inskriptionen eigneten sich bestens dafür, auch vor anderen Respektspersonen hergezeigt zu werden und von der Reputation der *fautores* auch selbst zu profitieren.<sup>29</sup>

Im Album oder gar den Alben für die Kommilitonen (*amici*) waren die Inskriptionen hingegen deutlich minder reglementiert und wesentlich diffuser. Das hing mit den recht unterschiedlichen Ausrichtungen der Mits Studenten zusammen, die auch damals schon innerhalb des studentischen Milieus üblich waren. Bestimmte Gruppen legten jeweils einen eigenen Habitus an den Tag, der auch in Schrift und Bild Zugehörigkeit generieren oder dokumentieren sollte.<sup>30</sup> Die *studiosi*, die sich ernsthaft-zielstrebig gaben, zeichneten sich vornehmlich durch Frömmigkeit, Lerneifer und Wissbegierde aus; sie richteten ihre schriftlich fixierten Ambitionen entweder direkt auf das Himmelreich und verachteten alles Irdische; oder sie verwiesen in ihren Einträgen doch auf die gesellschaftliche Nützlichkeit ihres Tuns und/oder ihres Studienfaches. Diese gut sozialisierten Musenjünger wären auch professoralen Lesern ein Wohlgefallen gewesen. Dass sich die Verlautbarungen auf dem Papier nicht zwangsläufig mit der Lebenswirklichkeit deckten, steht freilich auf einem anderen Blatt. Das Stammbuch ist schließlich ein Medium der Selbstdarstellung, keines der authentischen Selbstaussprache und der vorbehaltlosen Bekenntnisse, wie man oft gemeint hat.

Sinnvoller war die Herstellung separierter Öffentlichkeiten dagegen dort, wo weniger angepasste Inskribenten zu Wort kamen. Ihr Anteil nahm im 17. und 18. Jahrhundert deutlich zu. Manche waren offensichtlich bestrebt, gerade die

28 Schnabel, Das Stammbuch, S. 142 f.

29 Vgl. Schnabel, Professoren in Stammbüchern.

30 Detaillierter Schnabel, Philothecarius.

autoritativen Meinungen und Personen, die im gesellschaftlichen Leben gegen jede Kritik erhaben waren, mit provokantem Spott zu desavouieren. Gewichtige, ernsthafte Moralregeln wurden in ironischer Weise aufgegriffen und entwertet; statt strenger Tugend- und Pflichtethik wurde nun in Gedichtform tändelndes Liebesschmachten oder der Lobpreis epikuräischen Lebensgenusses und Müßiggangs formuliert. Verhaltensregeln, die in gebildeten, die Gesellschaft »tragenden« Kreisen dominant waren, wurden also durch konkurrierende Normen ersetzt. Sie signalisierten, dass man den strengen Habitus der Tugendlehrer nicht mehr ernst nahm. Hierbei handelte es sich zunächst einmal um ein ludifikatorisches Verfahren, wie es ja auch in den gegenkulturellen Entwürfen der zeitgenössischen Literatur in Empfindsamkeit und Rokoko-Anakreontik evident ist.

Für den gesetzten Leser anstößiger noch als derlei Spott und spielerische Leichtlebigkeit auf der Basis literarischer Allusionen waren dezidiert hedonistische Positionen. Sie waren im militärischen Milieu schon deutlich früher verbreitet gewesen, wurden nun aber auch in studentischen Kreisen modisch, wobei sicher auch das Klima an der jeweiligen Universität eine Rolle spielte.<sup>31</sup> Die Repräsentanten dieses Habitus setzten etwa den exzessiven Lebensgenuss, aggressive Streitlust, unkontrollierten Alkoholkonsum und gewissenlose sexuelle Bedürfnisbefriedigung in den Mittelpunkt ihrer textuellen oder auch bildlichen Selbstdarstellungen (vgl. Abb. 1). Auch hier handelte es sich nicht zwangsläufig um ein Abbild der realen Lebensverhältnisse und des tatsächlichen Auftretens von Studenten.<sup>32</sup> Diese waren in der gesamten Frühen Neuzeit weitaus stärker reglementiert und kontrolliert als heute, und die tatsächlichen Renommisten, Kampfrinker und Frauenhelden spürten rasch die harte Hand der Obrigkeit. In den Zirkeln der 18- bis 25jährigen, die die große Mehrheit der Stammbuchhalter ausmachten, handelte es sich vielmehr auch hier eher um einen adoleszenten und spielerischen Ausbruch aus einer moralstrengen Welt. Mit dem pro-

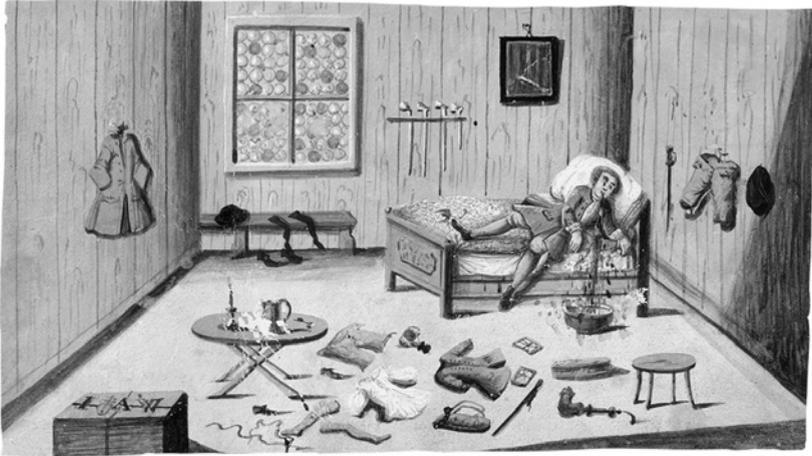
31 Ein solcher universitäts- und kulturgeschichtlicher Ansatz liegt auch einer der wichtigsten frühen Arbeiten über die Stammbücher zugrunde: Robert Keil und Richard Keil, *Die Deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts*. Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mittheilungen zur deutschen Kultur-Geschichte, Berlin 1893.

32 Marian Füssel, *Deviante Vor-Bilder? Studentische Stammbuchbilder als Repräsentationen standeskultureller Ordnung*, in: *Bild – Macht – UnOrdnung. Visuelle Repräsentationen zwischen Stabilität und Konflikt*, hg. von Anna-Maria Blank, Vera Isaiasz und Nadine Lehmann, Frankfurt a. M. und New York 2011, S. 135–163. – Vgl. auch Werner Wilhelm Schnabel, *Stammbücher*, in: *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*, hg. von Ulrich Rasche, Wiesbaden 2011, S. 421–452.

vokanten Herausstellen von Dissozialität, Egoismus und Hedonismus, für die die ›akademische Literatur‹ im Übrigen gerne herangezogene literarische Muster zur Verfügung stellte,<sup>33</sup> positionierte man sich vor allem gegen die ›philiströsen‹ Milieus – sie galten den ›jungen Wilden‹ je auf ihre Weise als spießig, frömmle-  
risch oder verknöchert.

Andere Unangepasste verschrieben sich wiederum einem Freiheitsenthusias-  
mus, der in einer immer noch feudalen und streng formierten Gesellschaft ähn-  
lich deplatziert wirken musste. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kamen ent-  
sprechende Schlagworte in zahlreichen pathetischen Lobpreisungen der Freiheit  
und in einem ostentativen Tyrannenhass zum Ausdruck.<sup>34</sup> Natürlich sind derar-  
tige Verlautbarungen nicht zuletzt im Vor- und Umfeld der Französischen Re-  
volution zu verorten. Mehr noch aber waren auch sie sicher von der Literatur  
beeinflusst, die gerade in den 1780er Jahren den Reiz des Freiheitspathos, den  
Hass der Geknechteten auf ihre Unterdrücker und den Ausbruch aus den über-  
lieferten sozialhierarchischen Verhältnissen als Stoff entdeckte. Auch wenn die  
politischen Meinungsträger und angesehenen Literaten in Deutschland in aller  
Regel eher einen Weg der Reformen innerhalb des Systems, nicht den gesell-  
schaftlichen Umsturz propagierten,<sup>35</sup> verfügten schwungvoll vorgetragene und  
in Schlagworte gefasste radikale Positionen natürlich über eine gewisse Attrak-  
tionskraft. Auch hier handelte es sich bei den studentischen Einträgen, die die-

- 33 Etwa mit dem beliebten, von den studentischen Verwendern allerdings zielgerichtet  
der konventionellen *moralisatio* entkleideten Cornelius-Stoff in Wort und Bild; vgl.  
Ulrich Rasche, Cornelius relegatus in Stichen und Stammbuchbildern des frühen  
17. Jahrhunderts. Zur Memoria studentischer Standeskultur in deren Formations-  
phase, in: *Einst und Jetzt* 53 (2008), S. 15–47. – Ulrich Rasche, Cornelius relegatus  
und die Disziplinierung des deutschen Studenten (16. bis frühes 19. Jahrhundert).  
Zugleich ein Beitrag zur Ikonologie studentischer Memoria, in: *Frühneuzeitliche Uni-  
versitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hg.  
von Barbara Krug-Richter und Ruth-E. Mohrmann, Köln, Weimar und Wien 2009,  
S. 157–221. Aber auch einschlägige Studentenromane und mehr oder minder finge-  
rte Autobiographien und Handbücher für Studenten widmeten sich mit Vorliebe  
gerade devianten Verhaltensweisen.
- 34 Vgl. etwa Georg Schmidgall, Die Französische Revolution im Stift und die Tübinger  
Studentenschaft. Das Stammbuch des C. F. Hiller, in: *Tübinger Blätter* 35 (1946/47),  
S. 37–48. – Axel Kuhn, Schwarzbrot und Freiheit. Die Tübinger Studentenbewegung  
zur Zeit Hölderlins und Hegels, in: *Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte*,  
Bd. 6, hg. von Volker Schäfer, Tübingen 1992, S. 9–62. – Axel Kuhn / Jörg Schwei-  
gard, *Freiheit oder Tod! Die deutsche Studentenbewegung zur Zeit der Französischen  
Revolution*, Köln, Weimar und Wien 2005.
- 35 So z. B. auch in Friedrich Schillers viel rezipiertem obrigkeitkritischen *Don Carlos*  
von 1787.



*Abb. 1: Nicht unbedingt für Honoratiorenaugen bestimmt waren Darstellungen, in denen Einträger ihre Vorstellungen ungezwungener Lebensfreude verbildlichen ließen – hier die unerquicklichen Folgen übermäßigen Alkoholkonsums in der Stube eines jungen Mannes, in der zwar allerlei Anzeichen persönlicher Verwahrlosung und milieutypischen Lebensgenusses, aber bezeichnenderweise keine Bücher zu finden sind (NN für Johann Andreas Wirsching, Altdorf 1758). Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum: Hs. 84104 g, fol. 120v. Zu Motiv und zugehörigem Eintrag vgl. Schnabel, *Athena Norica* (wie Anm. 46), E1148.*

ses Themenfeld heranzogen, also eher um einen mehr oder minder spielerisch gewählten Habitus als um eine tatsächlich politisch revolutionäre Potenz. Ernsthafter wurden solche Orientierungen erst in und nach den Befreiungskriegen und im Gefolge der Metternichschen Repressionspolitik auch in die Lebensrealität umgesetzt.

Die studentischen Gruppenkulturen der rabaukenhaft-kämpferischen ›Purschen‹, der gewissenfreien Erotiker und ›Mädgen‹-Konsumenten und der freiheitsbegeisterten Tyrannenfresser schlugen sich also sehr wohl und gerade in den Alben nieder.<sup>36</sup> Die Art und Weise, wie sich ihre Repräsentanten darstellten, und die Werte, die sie in den Verlautbarungen propagierten, zeigten, wie man gerne gewesen wäre, aber unter dem Zwang der Umstände eben nur in Ge-

36 Eingehender Schnabel, *Philothecarius*.

danken sein konnte.<sup>37</sup> Dass derlei gezielte Provokationen nach außen drangen, war allerdings wohl nicht intendiert. Denn auch bereits vor den Karlsbader Beschlüssen und der ›Demagogenverfolgung‹ im frühen 19. Jahrhundert, in der gerade auch Stammbücher zur Aufdeckung inkriminierter Gruppenbildungen genutzt wurden, war es durchaus gefährlich, in Glaubenssachen oder politischen Fragen allzu offen Meinungen zu vertreten, die den herrschenden Normen widersprachen. Nur zu leicht ließen sich damit künftige Karrieren verbauen. Angesichts der zunehmenden Studentenzahlen und des Entstehens eines akademischen Proletariats im 18. Jahrhundert war dies ein Risiko, das nur die besonders Radikalen sehenden Auges eingehen mochten.

Innerhalb der Eigengruppe, die eine Vergabe ihrer Stammbücher nach außen nun mehr oder minder vermied, waren solche Bedenken freilich zweitrangig. Unkonventionelle Stellungnahmen, die angesichts der Verhältnisse mit einem gewissen Augenzwinkern niedergeschrieben wurden, dienten nicht zuletzt dazu, den Zusammenhalt innerhalb der studentischen Subkulturen und Gruppen zu stärken. Das Wissen, etwas öffentlich Geächtetes, etwas moralisch Anrüchiges oder gar explizit Verbotenes auszudrücken, spekulierte nicht auf Publizität. Es fungierte vielmehr als Klammer innerhalb einer Gruppe von Vertrauten, die sich damit spielerisch gegenseitig ihrer Unangepasstheit versicherten. So wie sich Halbwüchsige auch heute noch häufig gerne mit Piraten, Revolutionären, Geheimbündlern, Straßengangstern oder anderen Außenseitern identifizieren, waren die mitunter recht abstrusen Rollen, in die man zumindest verbal schlüpfte, zu allererst ein Mittel der Distinktion und Selbstbestätigung. Es sollte in einer Ausnahmesituation, in einer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft von Gleichaltrigen die Eigengruppe gegenüber der Fremdgruppe der bornierten und saturierten Philister abgrenzen. Mit dem Ende des Studiums und dem Übertritt ins bürgerliche Erwerbs- und Familienleben haben solche Rollenspiele im Regelfall rasch an Relevanz verloren. Genau dieser Einschnitt in der Biographie bedeutete für die meisten übrigens auch das Ende des Stammbuchführens. Die Zeit spielerischer Gegenentwürfe zum herrschenden Mainstream war damit beendet; statt provokanten Anders-Seins waren nun Anpassung und Eingliederung in die bürgerlichen Verhältnisse gefragt. Dafür war das Herzeigen radikaler Stammbucheinträge wenig geeignet. Sie wurden im privaten Raum unter Verschluss gehalten und dienten später allenfalls noch der nostalgischen Rück Erinnerung an die vermeintliche ›Freiheit‹ der Studentenjahre. Oder sie wurden

37 Allerdings überschritten solche literarisch angestoßenen Gedankenspiele mitunter auch schon den Schritt zur Lebensweltlichkeit – man denke nur an die zeitgenössische Werther-Mode, die schon gewisse Parallelen zu neueren *Cosplay*-Praktiken aufweist.

zum Medium der Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit. Manche Albumbesitzer scheuten sich nicht, aus der Sicht ex post ausgesprochen bösertige Kommentare zu manchen Einträgern hinzuzusetzen.<sup>38</sup> Auch sie gingen davon aus, dass die Notate tatsächlich niemand anderem mehr zu Gesicht kamen, da man sich bei einer Häufung entsprechender Anmerkungen ja selbst ein zwiespältiges Zeugnis ausstellte.

Unübersehbar ist: das Erproben von Spielräumen, die mit dem traditionellen Wertesystem nicht mehr zu vereinbaren waren, hatte in der Stammbuchpraxis eine Tendenz zur Separierung der aufgenommenen Milieus zur Folge. Allzu viel Pluralität und Diversität war zumindest den Honoratioren unter den Einträgern und Lesern nicht zuzumuten und drohte dem eigenen Fortkommen zu schaden. So wurden zumindest tendenziell homogenere Einträgergruppen favorisiert. Wenn sie im Medium des Albums unter sich blieben, reduzierte das mögliche Konfliktpotentiale deutlich. Generell zielte die säkulare Entwicklung deshalb auf die Reduzierung der zuvor gesuchten Honoratioreneinträge, so dass sich der Kreis der potentiell Einsichtnehmenden entsprechend verengte.

#### 4 Ausschluss der Öffentlichkeit

Eine konsequente Weiterführung dieser Trennung von Kontaktkreisen im medialen Bereich war die Auflösung des Buchmediums in ein Einzelblattmedium. Der Albumhalter schaffte sich dafür eine mehr oder minder aufwendig gefertigte Pappkassette an, die oft als ›Scheinbuch‹ gestaltet und mit gleichartigen, oft mit vierseitigem Goldschnitt versehenen Einzelblättern gefüllt wurde.<sup>39</sup> Eine solche Sammelform ging zwar das Risiko ein, einzelne Blätter unter Umständen zu verlieren; auf der anderen Seite war aber auch ein

38 Besonders prominent in dieser Hinsicht etwa das Stammbuch Jacob Grimms (1785–1863); vgl. Wilhelm Schoof, *Die Stammbücher von Jakob und Wilhelm Grimm*, in: Volk und Scholle 8 (1930), S. 248–253, 282–286, 306–310, 343–346. – Werner Moritz, *Jacob Grimms Stammbuch*, in: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde* 94 (1989), S. 153–168.

39 Zahlreiche Beispiele (leider ohne genauere identifizierende Angaben) bei Armin Müller, *Scheinbücher. Die Kunst der bibliophilen Täuschung. Die Sammlung Armin Müller Winterthur = Fake Books. The Art of Bibliophilic Deceit. The Collection Armin Müller Winterthur*, Salenstein 2020, S. 254–261. Zum Phänomen vgl. auch Arno Barnert, *Sammelbehälter der Moderne. Buchattrappen und Scheinbücher im Deutschen Literaturarchiv Marbach*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 58 (2014), S. 449–460.

Umordnen der Einträge nach bestimmten Kriterien und ein Aussortieren unliebsam gewordener Notate problemlos möglich.

Vorläufer dieser Praxis hatte es bereits in den 1730er und 1740er Jahren im pietistischen Milieu gegeben.<sup>40</sup> Damals hing das Auftreten von Loseblattalben mit einer Konjunktur religiöser Spruchsammlungen zusammen, die auf Einzelblättern gedruckt wurden und in diesem Umfeld besonders beliebt waren; tatsächlich wurden sie immer wieder auch als Stammbücher genutzt, da sie den Einträgern viele Möglichkeiten zum ›Anschluss‹ an Bibelzitate und fromme Sprüche erlaubten und in der Folge dann auch gebunden benutzt wurden.<sup>41</sup> Erneut aufgekommen sind die Loseblattsammlungen dann in den 1770er Jahren; massiv verbreitet haben sie sich seit Mitte der 1780er Jahre. Trotz dieses Wandels in der Materialität des Mediums wurde im äußeren Erscheinungsbild weiter das traditionelle Buchmedium imitiert. Die Kassetten und Schuber, die zur Aufbewahrung der Einzelblätter verwendet wurden, orientierten sich noch länger deutlich am Aussehen gebundener Bücher, ehe sich der Schatullen- oder Mappen-Charakter, oft mit Bezug aus Luxuspapieren und Goldbortenverzierung, auch äußerlich durchsetzte.

Immerhin trennte sich auf diese Weise die Rolle des Einträgers zeitweilig völlig von der des Lesers. Der potentielle Schreiber bekam nur noch das Blatt zu Gesicht, das er selbst zu füllen hatte. Die anderen Beiträge blieben ihm verborgen. Eine Auseinandersetzung mit dem bereits Vorhandenen, ein Reagieren auf die jeweilige Eigenart des Stammbuchs und dessen vorgegebene Anspruchsnorm, wie es den Eintragsvorgang in den gebundenen Alben gekennzeichnet hatte,<sup>42</sup> war damit verunmöglicht. So reduzierten sich zwangsläufig auch die inhaltlichen und kommunikativen Möglichkeiten der Notate. Sie waren nicht mehr auf eine zumindest beschränkte Öffentlichkeit ausgerichtet, der man sich zuordnen, vor der man sich zeigen konnte oder die man beeindrucken oder belehren wollte. Statt einer gewissen Streubreite des Kommunikationsakts richtete

40 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 555–562.

41 Beliebte Basis für entsprechende Stammbücher waren etwa das vielfach aufgelegte *Guldene Schatzkästlein der Kinder Gottes* von Karl Heinrich von Bogatzky oder das *Schatzkästlein* des Grafen Wenzel Ludwig Henckel von Donnersmarck. Einzelnachweise im RAA – Repertorium Alborum Amicorum. Internationales Verzeichnis von Stammbüchern und Stammbuchfragmenten in öffentlichen und privaten Sammlungen (<https://raa.gf-franken.de/de/startseite.html>).

42 Wolfgang Harms, *Theodor de Brys Emblembuch von 1592 als Rahmen dieses Stammbuchs*, in: Herzog August d. J. zu Braunschweig und Lüneburg. Stammbuch 1594–1604. Theodor de Bry. *Stam Vnd Wapenbüchlein*, Francof. ad M. 1592, hg. von Wolfgang Harms und Maria von Katte, Stuttgart 1979, Kommentarband, S. 25–42, hier S. 28.

ten sich die Sprachhandlungen nun mehr oder minder allein auf den Stammbuchhalter. Mit ihm trat man in eine Zweierkommunikation ein, die das Außen anderweitiger Beobachter weitestgehend ausschloss.<sup>43</sup>

Vom 16. bis mittleren 18. Jahrhundert waren die Einträge stets auf gegenwärtige und künftige Wahrnehmung seitens Dritter angelegt. Die meisten Schreiber wollten sich so zeigen, dass ihre Notate von anderen ohne Befremden zur Kenntnis genommen werden konnten. Die Öffentlichkeit der Alben hatte dergestalt eine starke Orientierung an religiösen, moralischen und tugendethischen Werten oder auch an lebenspraktischen Weisheiten zur Folge. Man könnte dies auch als eine wertebezogene Disziplinierung und Kanalisierung der Äußerungen bewerten. Seit dem Aufkommen der Empfindsamkeit und ihrer Rezeption in den Stammbüchern verschob sich das thematische Spektrum aber nun zunehmend. Neu in den Kanon der Gegenstände aufgenommen wurden Freundschaftsversicherungen und Thematisierungen des zwischenmenschlichen Verhältnisses zwischen Freunden, die nun nicht mehr nur in den Zueignungspassagen, sondern zunehmend auch im Haupttext ihren Platz fanden. Sie stellten insbesondere die Enge, Herzlichkeit und Dauerhaftigkeit der Beziehung zwischen Schreiber und Empfänger in den Mittelpunkt. Von der Belehrung wandten sich die Einträge nun mehr und mehr ab und fokussierten mit einem zur Schau gestellten Konfessionscharakter eher Beziehungspflege oder gar Intimität.

Damit verbunden war ein neuer stilistischer Duktus, der die magistrale Verkündung zeitloser moralischer Wahrheiten und Regeln durch Maximen und Sentenzen in den Hintergrund drängte. Stattdessen operierte er gerne mit Superlativen, gefühlshaltigen und – für den heutigen Geschmack – oft übertriebenen Formulierungen oder gar unvollständigen Satzbauplänen, die der Markierung von Affektivität dienten. Schließlich sollte die ausgestellte Gefühlsbetontheit, die scheinbare Unmittelbarkeit und Authentizität, die die Einträger suggerieren wollten, auch sprachlich adäquat umgesetzt werden. Gerade die Widmungsformeln, die dem ›poetischen‹ Bestandteil der Albuminskription dem Empfänger direkt zueigneten und instrumentalisierten, erfuhren dabei

43 Erkennbar etwa in nun gängig werdenden Dedikationsformeln wie »Bey Durchlesung dieser Zeilen erinnern Sie sich eines Freundes [...]« (Herbert M. Schleicher, Album Amicorum. Freundschaftsbuch des Werner Reinhold Bernhard von Müntz für die Zeit von 1762–1769, Köln 2000, S. 65) oder in der literarisierten (und in aller Regel nostalgisch-sentimentalen) Beschreibung von Rückerinnerungssituationen anhand der Albumlektüre, in denen – wie etwa am Beginn von Wilhelm Hauffs *Phantasien im Bremer Ratskeller* oder dessen Gedicht *Aus dem Stammbuche eines Freundes* – die Motive Blättern/Lesen – Tod – Erinnerung/Wehmut – Tränen geradezu topisch miteinander verknüpft wurden.

einen funktionalen Wandel. Waren sie zuvor weitgehend neutral, ja fast inschriftenartig formuliert worden (etwa: ›Als Zeugnis der Freundschaft hinterließ dies N.N.‹, ›Womit sich der Erinnerung des Besitzers empfehlen wollte N.N.‹), so wurden die Dedikationen nun häufig direkt adressiert (›Wenn Du, lieber X. Y., dies dereinst liest, dann denke zurück an Deinen dich immer liebenden Freund N.N.‹). Die Formulierungen verschoben sich also vom einst üblichen Zeugnis- und Belegcharakter auch sprachlich hin zu einem Beteuerungscharakter, der sich unmittelbar (und ausschließlich) an den Albumhalter richtete – die zuvor in aller Regel neutralen und formellen Adressierungen (›domino possessori ...‹, ›dem Herrn Besitzer ...‹) wechselten im ausgehenden 18. Jahrhundert parallel dazu erst zum bürgerlichen ›Sie‹ und gingen schließlich zum vertraut-familiären ›Du‹ über. Ebenso wie die ›poetischen‹ Texte sollten sie einen privaten, persönlichen Eindruck vermitteln, originell und authentisch wirken und gerne auch ›witzige‹ Darstellungsweisen aufgreifen. Insbesondere hatte man sich zu hüten, dabei wie früher auf vorgefertigte Muster der Spruchgelehrsamkeit zurückzugreifen, denen das Persönliche und Originelle erkennbar abging.

Freilich erwiesen sich genau diese neuen und hohen Ansprüche an die Darstellungs- und Gestaltungskünste auch als Katalysator für den gefühlten ›Niedergang‹ der Stammbuchpraxis. Denn Originalität ist gar nicht so einfach und schon gar nicht dauerhaft und massenhaft zu bewerkstelligen – und die Trägerschaft der Albumsitte, die zunehmend auch nichtakademische Milieus einbezog, war dem schon formulatorisch kaum gewachsen. Das Bedürfnis nach Hilfe führte deshalb schon seit den 1770er Jahren zu einem Florieren gedruckter Mustersammlungen für Stammbuchinskriptionen, die offensichtlich ausgesprochene Verkaufsschlager waren. Dass sie oft recht zweifelhafte und zeitgebundene Vorlagen für Eintragstexte versammelten, war dem Ansehen der Alben bei den ästhetischen Meinungsführern durchaus abträglich. War die Wahl von Sentenzen aus der Bildungstradition bei den älteren Alben ein Ausweis eigener Zugehörigkeit zum humanistischen Milieu gewesen, so signalisierte der Rückgriff auf die massenhaft verbreiteten Mustersammlungen mit ihren vorgefertigten Texten nun nur noch die eigene Einfallslosigkeit. Qualitativ konnten die dort versammelten Literaturartikel, die sich eines oft recht blumig-sentimentalen Stils bedienten, mit den älteren Belegen nicht mehr konkurrieren; inhaltlich wirkten sie nur zu leicht banal oder unfreiwillig komisch. Zudem waren sie auch Nutzern aus den bildungsferneren kleinbürgerlichen Milieus zugänglich, denen die angehenden Akademiker mit einem ausgeprägten Distinktionsbedürfnis gegenübertraten.

Gerade der Vorwurf, dass die Einträge auf diese Weise an Authentizität verlor, war einer der Hauptangriffspunkte der sich intensivierenden Stamm-

buchkritik, die gänzlich außer Acht ließ, dass eine Übereinstimmung von persönlichen Überzeugungen und zur Schau gestellter Eintragspraxis auch zuvor keineswegs die Regel gewesen war. Vielmehr waren die Inskriptionen ja immer auch Spielfelder der poetischen *impersonatio*, also der Einübung von Rollenperspektiven, die auf eine bestimmte Außenwirkung hin angelegt waren. Zentral war die durchaus strategisch angewandte Technik, mit bestimmten Stoff- und Formelkomplexen einen gewünschten Eindruck entstehen zu lassen. Dass der textuell vermittelte Habitus tatsächlich der der Persönlichkeitsstruktur des Schreibers zu entsprechen habe, war dabei keineswegs ausgemacht und ist – ohne das Vorliegen eintragungsexterner Informationen – tatsächlich auch kaum zu entscheiden. Mit der Außerkraftsetzung des lange Zeit evidenten ludifikatorischen Paradigmas und der Verschiebung der Argumentation auf moralische Kriterien wurde die Reputation des Mediums und der zugehörigen Einträge stark in Mitleidenschaft gezogen.<sup>44</sup> Ihre unhinterfragte Benutzung geriet zumindest in den Kreisen der akademisch gebildeten und sich auf der Höhe ihrer Zeit wählenden Meinungsführer in Misskredit.

Unterstützt wurde dies wohl zusätzlich noch durch die Tendenz zur ›Industrialisierung‹ der Auszier gerade bei den Loseblattalben. Hatte man in den alten Stammbüchern oft aufwendige und kostspielige Gouache-Malereien oder Federzeichnungen inseriert, so wandte sich das Spektrum nun einerseits weiblichen Handarbeitstechniken wie Stickereien oder Haarflechtarbeiten zu. Wer dafür nicht die nötige Fingerfertigkeit aufbrachte oder auf eigene künstlerische oder kunsthandwerkliche Bemühungen verzichten wollte, fand inzwischen in den zunehmend beliebten ›Stammbuchkupfern‹ eine günstige und arbeitssparende Alternative.<sup>45</sup> Derlei seriell hergestellte Illustrationen für den Albumgebrauch hatte es schon wesentlich früher gegeben. An der reichsstädtisch nürnbergischen Universität Altdorf etwa hatten sich schon in den 1720er Jahren gleich zwei Stecher mit entsprechenden Motivsätzen hervorgetan;<sup>46</sup> entsprechende Parallelen gab es aber auch in anderen Hochschulstädten. Gemeinsam ist diesen frühen Blättern, dass sie noch ganz traditionell als ergänzende Bildbeigaben gedacht waren. Ihr Bildmotiv füllte also die gesamte Druckseite, da man das Blatt gegenüber seinem Eintrag in ein gebundenes Album einklebte. Sie

44 Eingehender Schnabel, Stammbuch-Schelke.

45 Otto Deneke und Fritz Scheidemann, Göttinger Stammbuch-Kupfer, Göttingen 1938. – Rolf Wilhelm Brednich und Klaus Deumling, Denkmale der Freundschaft. Die Göttinger Stammbuchkupfer – Quellen der Kulturgeschichte, Friedland 1997.

46 Athena Norica. Bilder und Daten zur Geschichte der Universität Altdorf, hg. von Werner Wilhelm Schnabel, Nürnberg 2012, Nr. E1950 (Samuel Mikoviny), E1960 (Lorenz Schüpfel).

dienten oft der Erinnerung an bestimmte Topographien und Bauwerke, die man während des Studiums kennengelernt hatte, waren also eine Art bildliches Äquivalent zu den beliebten *Memorabilia*, die textuelle Hinweise auf gemeinsame Erlebnisse enthielten.<sup>47</sup>

Die jüngeren Blätter dagegen, wie sie ab etwa 1785 zunehmend populär wurden und insbesondere in Göttingen und Augsburg, aber auch andernorts als Verlagsprodukte entstanden, wiesen oft eine andere kompositionelle Struktur auf: sie ließen auf der Bildseite einen Freiraum, der für die Beschriftung gedacht war – oder sie wurden von vorneherein auf der Rückseite beschrieben (vgl. Abb. 2). Sie waren also nicht mehr nur Beigabe eines nebenstehenden Eintrags, sondern konnten das leere Blatt, das zuvor als Träger des Notats gedient hatte, ersetzen und waren damit für die Loseblattmedien besonders geeignet. Die Bildmotive boten im Übrigen nun ein wesentlich breiteres thematisches Spektrum. Neben allerlei Landschafts- und Städtedarstellungen von nah und fern boten sie auch Motive aus der Literatur, vor allem aber Freundschaftsszenen oder Darstellungen mit allegorischen Versatzstücken (Denkmäler der Freundschaft, Ruinen, Urnen, Zypressen, sinnende Jungfrauen etc.). Auffälligerweise wurde diese volkstümliche Ikonographie gerade zu einem Zeitraum populär, als sich die etablierten Künste von allegorischen Verfahren weitgehend abwandten: der von den Geschmacksträgern beherrschte ästhetisierende Zeitgeist verwarf die Vorstellung, Artefakte von Qualität könnten sich einem Zweck außerhalb ihrer selbst unterwerfen. Der Beliebtheit allegorischer Motive im Massengeschäft tat dies erkennbar keinen Abbruch. Ob man die Illustrationspraxis der Stammbücher deshalb als ein Spielfeld der künstlerischen ›Derrièregarde‹ abwerten oder – neutraler und vielleicht auch angemessener – von einem Nebeneinander verschiedener ästhetischer Milieus mit bestimmten Einzugsbereichen ausgehen sollte, mag dahingestellt bleiben.

Die Stammbuchkupfer (und später -lithographien) wurden zwar in hohen Auflagen hergestellt; durch das handschriftliche Notat konnte der verlegerische Massenartikel aber immerhin individualisiert und zu einer ›persönlichen‹ Gabe gemacht werden. Dies funktionierte vor allem dann, wenn etwa die topographischen Motive tatsächlich an gemeinsame Erlebnisse erinnerten und damit neben dem Text eine zweite Anknüpfungsebene für das spätere Rückerinnern eröffneten. Derartige illustrierte Blätter im kleinen Oblongformat waren eine

47 Näher Werner Wilhelm Schnabel, Städte-Bilder. Typen und Funktionen von Stadtdarstellungen in Alba Amicorum des 16. bis 19. Jahrhunderts, in: Erlanger Stadtansichten. Zeichnungen, Gemälde und Graphiken aus sieben Jahrhunderte, hg. von Andreas Jakob und Christina Hofmann-Randall, Erlangen 2003, S. 80–103.



Abb. 2: Augsburger Stammbuchkupper aus dem Verlag Herzberg mit einer Freundschaftsszene und eingedruckten Versen im Typensatz, auf der Rückseite handschriftlich genutzt (Coburg 1815). Nürnberg, Privatbesitz.

beliebte Alternative für unbedruckte, nur mit einem vierseitigen Goldschnitt versehene und oft auch leicht eingefärbte Loseblätter und wurden vor allem am Anfang des 19. Jahrhunderts gerne benutzt. Auch in tatsächlich noch aquarellierten oder getuschten Darstellungen wurden ihre Motive gerne aufgegriffen (vgl. Abb. 3).

Mit dem Medienwandel zum Loseblattalbum verloren die Alben zugleich ihre Funktion als Dokumentation oder besser Inszenierung einer spezifischen Gruppenbildung. Im gebundenen Buch konnte diese gerade auch in der Zugesellschaft des Eintrags in eine spezifische Umgebung aussagekräftig sein – Studenten gleicher Herkunft etwa suchten oft auch im Album die Nähe benachbarter oder nahe beieinanderliegender Seiten und zeigten dies durch die Verwendung von Konjunktionsformeln, die mehrere Seiten verbanden (›Sic pagina jungit amicos‹, ›Guten Morgen, Herr Nachbar‹ etc.). Im Buch war eine solche Gemeinschaft überdies nicht ohne weiteres aufzuheben, also tatsächlich auf Dauerhaftigkeit angelegt. Die Einzelblätter hingegen konnten je nach Laune neu gruppiert werden. Unliebsam gewordene Einträger konnte man ans Ende setzen oder gar ganz aussondern. Die Orientierung auf eine Beziehungsgruppe, die zu-

vor einen besonderen Reiz der Alben und einen Teil ihrer Aussagekraft ausgemacht hatte, wich in den Loseblattalben damit einer ausschließlichen Orientierung auf den Stammbuchhalter. Diese veränderte Kommunikationssituation war der letzte Schritt einer Entwicklung von einer prinzipiellen Multipolarität hin zu einer eindeutigen Zielgerichtetheit, die sich bereits im späteren 18. Jahrhundert angebahnt hatte.

Zugleich bewirkte eine zunehmende Verschiebung des Trägermilieus auch einen weiteren Schritt zu zunehmender ›Privatheit‹ der Alben. Frauen waren in der älteren Stammbuchsitte – sieht man einmal von der Zeit um 1580/1620 ab, in der bemerkenswert viele Stammbücher in weiblicher Trägerschaft festzustellen sind<sup>48</sup> – kaum präsent. Erst seit dem Ende der 1770er Jahre traten Frauen als Stammbuchhalterinnen erneut hervor, wobei sie zunächst noch überwiegend in adelig-patrizisch-bildungsbürgerlichen Milieus beheimatet waren. Auch das künstlerische Milieu vor allem in den darstellenden Künsten (mit Schauspielerinnen und Sängerinnen) in den großen Städten öffnete sich der Albumpraxis. Seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurden schließlich auch das Kleinbürgertum und kleinere Orte davon erreicht. Diese nichtakademischen Schichten – insbesondere die jungen Frauen – pflegten nicht nur einen weniger ehrfürchtigen Umgang mit der literarischen und weltanschaulich ernsthaften Tradition der Stammbuchsitte, sondern verkehrten ihrerseits auch überwiegend in Kreisen der Familie und eines verwandtschaftlich gebundenen Freundeskreises. Eltern und Großeltern, Geschwister, Vettern und Basen, Nichten und Neffen und die zahlreiche angeheiratete Verwandtschaft, die in den älteren akademischen Alben nur eine randständige Rolle gespielt hatten, erwiesen sich nun als bevorzugte Adressaten der Bitten um einen Beitrag. Statt einer Außenorientierung an Celebritäten und Würdenträgern in der Fremde, statt neu gewonnener Bekanntheit an den Universitäten konzentrierte sich der Kreis der akquirierten Einträger nun oft auf gleichrangige Personen beiderlei Geschlechts, die sich in kleineren Ortschaften mit sentimental, ja tränenseligen Wünschen auf den Blättern verewigten.

Auch als sich die materiale Basis der Stammbücher von den Einzelblattsammlungen wieder den gebundenen Blankalben zuwandte, blieb diese soziale Einengung und die ausgestellte Sentimentalität, ja Intimität der Beiträge erhalten – sie erwies sich in inhaltlicher und darstellerischer Hinsicht gleichermaßen

48 Schnabel, *Das Stammbuch*, S. 309–311. – Sophie Reinders: *Als liefde met liefde belood mag zijn. Sporen van vergeten vrouwen in vrouwenalba amicorum (ca. 1570–1620)*, in: *De Boekenwereld* 29/3 (2013), S. 32–37. – Sophie Reinders: *De mug en de kaars. Vriendenboekjes van adellijke vrouwen 1575–1640*, Nimwegen 2017.



Abb. 3: Stammbuchgouache mit empfindsamen Versatzstücken wie Freundschaftstempel unter Zypressen (bzw. regional angepasst: Pappeln), Freundschaftsdenkmal neben Rosenstrauch und trauernder Jungfrau. Der frohgemute Eintrag daneben konterkariert die betont melancholischen Bildelemente freilich auf bemerkenswerte Weise (Ernst Kaufmann für NN Schrumpel, Coburg 1815). Nürnberg, Privatbesitz.

als neue Quasi-Norm. Erwachsene Leser, die sich nun mit den Gefühlsergüssen der jugendlichen Schreiberinnen konfrontiert sahen, mögen diesen Einblick in den Seelenhaushalt und die oft unbeholfen scheiternden Versuche, scheinbar tiefe Empfindungen in große Worte zu fassen, als eher peinlich empfunden haben. Denn während sich die akademischen Kreise nach 1820 mehr und mehr von der Führung der Philotheken abwandten, machten nun vor allem Mädchen aus kleinbürgerlichen, bildungsferneren Verhältnissen das Gros der Albumführerinnen aus. Unterstützt durch die stete ›Verjüngung‹ der involvierten Personen, die im 20. Jahrhundert schon die Grenze der Schreibfähigkeit erreichen sollte, wurden sie zu Trägerinnen einer Entwicklung, die das alte ›Stammbuch‹ zum neueren ›Poesiealbum‹ mutieren ließ.<sup>49</sup> Schon in der Benennung wurde

49 Anneliese Bodensohn, Das Ich in zweiter Person. Die Zwiesprache des Poesiealbums, Frankfurt a. M. 1968. – Gertrud Angermann, Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit nach Quellen des 18.–20. Jahrhunderts aus Minden-Ravensberg, Müns-

hier ein Anspruch auf poetische Qualität und Tiefe erhoben, der angesichts des häufigen Rückgriffs auf aktuelle Modeautoren und auf Lesefrüchte aus populären Anthologien allerdings nur schwierig einzulösen war. Mehr und mehr dominierte auch bei der Auszier die Verwendung käuflich erworbener Prägebildchen und Oblaten, die die Alben zwar vom Glanz der Luxuspapiere profitieren ließen, mit ihren süßlichen Gegenständen und Themen und der oft fehlenden inhaltlichen Einbindung aber zugleich die Zuschreibung von Trivialität und Kitschcharakter zur Folge hatten.

Die neuere Entwicklung hin zu den ›Freundesalben‹, die in vorgedruckten Fragebögen Neigungen und Aversionen eines oft sogar fest umrissenen Personenkreises (Schulfreunde, Sportkameraden ...) sammeln, ist da nur ein letzter Schritt, der das Gewicht von den ›poetischen‹ Texten mittlerweile ganz auf das Festhalten direkt abgefragter persönlicher Detailinformationen verschoben hat; formulatorische oder sonstige kreative Leistungen werden dort kaum je noch verlangt.<sup>50</sup> Auch der Einbezug älterer und höherstehender Respektspersonen oder anderer Außenstehender ist in der Regel nicht mehr vorgesehen – auch hier bleiben die Schreiber und Leser also weitestgehend unter sich. Folgerichtig fallen jüngere Poesiealben als Bibliotheksgut mitunter sogar unter den Persönlichkeitsschutz – sie werden von den besitzenden Institutionen nicht digitalisiert, ja gelegentlich nicht einmal in den öffentlichen Katalogen näher spezifiziert.<sup>51</sup>

## 5 Suche nach Öffentlichkeit

Da kulturgeschichtliche Entwicklungen kaum je nur eine Richtung kennen, wurde diese säkulare Tendenz zur zunehmenden ›Privatheit‹ der Albumsitte spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert allerdings auch wieder durch eine gegenläufige Bewegung konterkariert. In einer Zeit, in der man die Stammbücher als bislang kaum ausgewertete Quellen für die Personen- und Kulturgeschichte

ter 1971. – Konrad Kratzsch, Vom Stammbuch zum Poesiealbum, in: Hans Henning und Konrad Kratzsch, Stammbücher aus der Zentralbibliothek der deutschen Klassik Weimar. Ausstellungskatalog Schloß Burgk, Pirckheimer-Kabinett, o. O. 1988, S. 8–25. – Christine Göhmann-Lehmann, Freundschaft – ein Leben lang ... Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen, Cloppenburg 1994. – Nora Witzmann: Denk an mich! Stammbücher und Poesiealben aus zwei Jahrhunderten, Wien 2015.

50 Schnabel, Druckwerke als Stammbücher, S. 201 f.

51 Das ist beispielsweise bei entsprechenden Specimina in der weltweit größten Stammbuch-Sammlung, nämlich der der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, auffällig – sie bleiben der Forschung damit (einstweilen) entzogen.

neu entdeckte und immer mehr ältere Belege zumindest auszugsweise publizierte,<sup>52</sup> wurden findige Köpfe auch auf die Möglichkeit aufmerksam, mit der Veröffentlichung ihres eigenen Albums öffentliche Wahrnehmung zu generieren.

Genutzt wurde dieses Mittel zunächst vor allem von Schauspielern, denen die Nachwelt bekanntlich »keine Kränze flicht«. Sie suchten ihren ephemeren Ruhm dadurch zu fördern, dass sie ihre Nähe zu illustren Kontaktkreisen herausstellten. Insbesondere der vertraute Umgang mit bedeutenden zeitgenössischen Dichtern war dazu geeignet, und selbstverständlich erfolgte die Auswahl der publizierten Albuminskriptionen auch unter dem Gesichtspunkt, die besondere Wertschätzung, mit welcher man bedacht worden war, in den Texten nicht zu kurz kommen zu lassen. Die drucktechnisch verbreiteten Veröffentlichungen dienten also nicht nur der bloßen Zugesellung der darstellenden Künstler zu einem elitären Kreis von Kulturschaffenden und Kulturliebhabern, sondern auch dem Ausweis der eigenen Geltung, die mit dem eigentlichen Theaterpublikum ja nur eine vergleichsweise schmale Basis hatte. Entsprechende Auswahlgaben, die entweder von den Albumhaltern selbst oder von engen Vertrauten noch zu Lebzeiten der Mimen initiiert wurden, sind etwa von August Wilhelm Iffland (1759–1814),<sup>53</sup> Henriette Hendel-Schütz (1772–1849)<sup>54</sup> und Maximilian Scholz (1744–1834)<sup>55</sup> bekannt – erst posthum erschien eine Edition des Stammbuchs von Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816).<sup>56</sup> Auch Literaten<sup>57</sup> und vereinzelt sogar Pädagogen,<sup>58</sup> die sich für bedeutsam hielten,

52 Näher dazu Schnabel, Erschließung und Erforschung.

53 Auszug aus Iffland's Stammbuch, jener Denkschriften, welche Göthe, Herder, Wieland, Weiße, Klopstock, Archenholz, Abbe Vogler, Gall, Tiedge, und Fridrich Schiller, aus dem Stegreife verfaßt, und in selbes eigenhändig eingetragen haben, o. O. 1809.

54 Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, gebornen Schüler, hg. von Friedrich Karl Julius Schütz, Leipzig und Altenburg 1815.

55 Aus dem Leben des Schauspielers Maximilian Scholz, geb. den 23. Juni 1744, gest. den 2. September 1834, in: Repertorium des Königsstädtischen Theaters in Berlin, vom 25. Dezember 1833 bis 15. Dezember 1834, hg. von Just / [Karl] Gollmick, Berlin 1835, S. 41–67.

56 C[arl August] Lebrün (Hg.), F. L. Schröder's Stammbuch, in: Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde 1 (1841), S. 1–42.

57 Etwa [Jørgen Karstens] Blok Tøxens, i 111 Numere aftrykte og tidsordnede, Stambog, især fra Kiel og Kjøbenhavn, imellem Aarene 1796 og 1842, iberegnete. Til Venskabsminde, i det hidtil mærkeligste Old, samt til Brug for Stambøger, Kopenhagen 1845. – Dazu u. a. Thomas Otto Achelis, Das Stammbuch von Jürgen Karstens Block Tøxen (1796–1842), in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde 40 (1965), S. 159–166.

58 Etwa Simon Höchheimer: Skizzen Meines frühern Lebens und vom Wissenswerthen zum Civilen und religiösen Leben, nebst Neuer Belehrungsart in vier Absätze, Fürth

versuchten auf diese Weise ein wenig Glanz auf die eigene Person zu lenken oder eine von ihnen wahrgenommene Missachtung ihrer Verdienste durch Belege prominenter Wertschätzung zu entkräften. Eine mittlerweile weitgehend ›private‹ Praxis der Erinnerungsetzung in handschriftlicher Form (und gegebenenfalls mit Beigaben in Form von Bildern oder Noten), die allenfalls in einem beschränkten Beziehungskreis fluktuierte, wurde auf diese Weise umfunktionalisiert und für einen tatsächlich ›öffentlichen‹ Prestigegewinn instrumentalisiert.

Eine zumindest verwandte, sich dann aber verselbstständigende Praxis war das seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgekommene Verfahren, für mittlerweile verstorbene prominente Personen ›Stammbücher‹ zusammenzustellen, um sie posthum im Sinne eines literarischen ›Denkmals‹ zu würdigen oder aber auch andere Zwecke damit zu verfolgen. Die Einträge lebender Prominenter, die sich dem Verstorbenen oder den Zielen der Initiatoren verbunden fühlten, wurden auf Initiative eines Herausgebers zunächst in handschriftlicher Form gesammelt und waren zumindest teilweise von vorneherein für die Veröffentlichung vorgesehen. Ohne selbst daran beteiligt zu sein, bildete der (meist schon verstorbene) Adressat zwar das Zentrum der zahlreichen Beiträge, die sich häufig dem Lobpreis des Empfängers widmeten, konnte dieses freilich nicht mehr selbst entgegennehmen. Nicht selten waren damit durchaus ökonomische Zwecke verbunden. Ein bereits 1837 erschienenenes ›Schiller-Album‹ diente der Finanzierung eines von Bertel Thorvaldsen (1770–1844) entworfenen Denkmals in Stuttgart, das dem Dichter geweiht sein sollte.<sup>59</sup> Die 812 Subskribenten, die ihren finanziellen Beitrag dazu leisteten, konnten schließlich auf über 270 Seiten Huldigungs- und Gedenktex te für den Dichter lesen. Deren mehr oder minder prominente Verfasser reichten vom bayerischen König bis hin zu Poli-

1824. – Dazu Werner Wilhelm Schnabel, *Skizzen einer neuen Belehrungsart? Simon Höchheimer präsentiert seine Philothek*, in: *Judentum und Aufklärung in Franken*, hg. von Andrea M. Kluxen, Julia Krieger und Daniel Goltz, Würzburg 2011, S. 85–108.

59 *Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart*, o.O. [Stuttgart] 1837. – Dazu Sylvia Heinje, *Zur Geschichte des Stuttgarter Schiller-Denkmals von Bertel Thorvaldsen*, in: *Bertel Thorvaldsen. Untersuchungen zu seinem Werk und zur Kunst seiner Zeit*, hg. von Gerhard Bott, Köln 1977, S. 399–418. – Im gleichen Jahr erschien eine Anthologie mit (faksimilierten) Handschriftenproben zeitgenössischer deutscher Dichter, die sich in albumähnlicher Aufmachung an Literatur- und Autographenliebhaber wandte, ohne aber einen bestimmten Adressaten zu fingieren: *Deutsches Stammbuch*, hg. von Eduard Duller, Karlsruhe o.J. [1837]. – Ähnlich: *Deutsches Stammbuch. Autographisches Album der Gegenwart*, hg. von Franz Schlodt-mann, Bremen 1853–1857.

tikern, Pfarrer, Ärzten, Dichtern, Professoren und Lehrern. Da das Verfahren offenbar erfolgreich war, griff man es 1847 auch in Weimar auf, als Mittel für die Finanzierung eines Dichter-Museums gesammelt werden sollten.<sup>60</sup> Zugunsten des bedürftigen, eben aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrten Schriftstellers Ferdinand Freiligrath (1810–1876) erschien 1868 ein anthologieartiges ›Freiligrath-Album‹, das noch ungedruckte Texte zeitgenössischer Dichter enthielt, die sich dem Geehrten verpflichtet wussten<sup>61</sup> – der Huldigungs- und Denkmal-Charakter, der solchen Publikationen üblicherweise zukam, wurde hier also durch einen sozial-karitativen (und zudem nicht ganz unpolitischen) Zweck ergänzt. Einen etwas anderen Charakter hatte das Shakespeare-Album zum 450. Geburtstag des englischen Dichters, das der Berliner Privatgelehrte Friedrich August Leo (1820–1898) im Jahr 1878 anregte und Fotografien sowie handschriftliche Signaturen deutscher Shakespeareforscher enthielt; es fand in Birmingham eine dauerhafte Bleibe.<sup>62</sup> ›Festalbums‹ unterschiedlicher Art wurden daneben auch dem Andenken berühmter Komponisten geweiht, wovon ein 1846 in Stuttgart gedrucktes ›Beethoven-Album‹<sup>63</sup> oder ein 1856 in Salzburg erschienenenes ›Mozart-Album‹<sup>64</sup> Zeugnis ablegen. Die zunehmende Auratisierung von Autographen, die diese oder gar nur deren Reproduktion zu einem beliebten Sammelgegenstand machten,<sup>65</sup> unterstützten diese Tendenz zur wirtschaftlichen Verwertung noch.

So unterschiedlich die jeweils von Dritten initiierten und auf öffentliche Wahrnehmung abzielenden Huldigungs- und Erinnerungsalben im Einzelnen

60 Das Album ist nur als Manuskript erhalten. – Dazu Janine Droese, *Albums as Monuments: On the Production and Use of Public Albums in Nineteenth-century Germany*, in: *Manuscript Albums and their Cultural Contexts. Collectors, Objects, and Practices*, hg. von Janine Droese und Janina Karolewski, Berlin und Boston 2023, S. 189–247, hier S. 196–216.

61 *Deutsche Dichter-Gaben. Album für Ferdinand Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhaftesten deutschen Dichter*, hg. von Christian Schad und Ignaz Hub, Leipzig 1868. – Ursprünglicher Initiator war der Barmener Dichter Emil Rittershaus (1834–1897).

62 Digitalisat und Kommentar: <https://www.shakespearealbum.de/en/about.html>.

63 Droese, *Albums*, S. 189–196.

64 *Mozart-Album. Festgabe zu Mozart's hundertjährigem Geburts-Tage, am 27. Januar 1856. Allen Verehrern des großen Meisters gewidmet*, hg. von Johann Friedrich Kayser, Hamburg 1856. – Dazu Droese, *Albums*, S. 195 f.

65 Vgl. – allerdings ohne jede Perspektive auf die Geschichte des Handschriftensammelns in Theorie und Praxis vor 1800 – Ulrike Vedder, *Autographen und ihre Faszinationsgeschichte: Von Goethe bis Stefan Zweig*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 66 (2022), S. 188–210.

auch ausfielen: der Rekurs auf die Philotheken-Tradition, die in der charakteristischen Textorganisation von Stammbucheinträgen und zum Teil auch in der Faksimilierung von Handschriften zu Beginn noch auffällig gewesen war, wurde im Laufe der Zeit zugunsten anderer Formen und Inhalte zurückgedrängt. So enthielt das repräsentative Mantuaner »Album Virgiliano« von 1883 neben Prosa- und Gedichtbeiträgen, die »A Vergilio« dediziert waren, auch eine Reihe wissenschaftlicher Beiträge.<sup>66</sup> Von hier führt eine direkte Linie zu den akademischen Festschriften der Gegenwart, die im angelsächsischen Raum noch heute oft als »Album amicorum« betitelt werden. Sie sind Publikationsformen, die das traditionelle Etikett zwar noch im Namen führen, aber nur noch mittelbar mit der alten, immer von einem sammelnden Individuum selbst initiierten und in aller Regel handschriftlichen Albumpraxis verbunden sind.

## 6 Resümee

Die Stammbuchkultur, die seit dem 16. Jahrhundert innerhalb einer Art »Halböffentlichkeit« existiert und neben den vermeintlich »privaten« auch wesentlich repräsentative und inszenatorische Funktionen bedient hatte, erlebte im 18. Jahrhundert einen schleichenden Wandel. Er vollzog sich in Abhängigkeit von sich verändernden Trägerkreisen, literarischen und habituellen Moden und textuellen Inszenierungstypen innerhalb dieser Handschriftensammel-form. Der Verlust der alten, traditionsverhafteten Öffentlichkeit hing mit der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Zuordnungsmilieus und dem schrittweisen Bedeutungsverlust der Werte zusammen, die über die Milieus hinweg allgemein anerkannt waren und nicht grundlegend in Frage gestellt wurden. Die soziale Praxis war durch eine zunehmende Ausdifferenzierung konkurrierender sozialer Beziehungen gekennzeichnet, der sich die Albumsitte nicht verschließen konnte. Da sich eine Überschneidung der Gesinnungs- und Habitusgruppen, in denen die Albumhalter agierten, in vielen Fällen als nachteilig erwies, kam es zu einer Aufteilung in unterschiedliche, beschränkte Öffentlichkeiten. Sie operierten mit zum Teil divergierenden Normsystemen und Spielregeln und wurden nun auch im Medium der Alben voneinander separiert.

Am Ende des 18. Jahrhunderts intensivierte das Aufkommen des Einzelblatt-mediums den Rückzug der sammelnden und schreibenden Akteure in eine ver-

66 Album Virgiliano. XVII Settembre MDCCCLXXXII, Mantua 1883.

meintliche Privatheit. Die Kommunikationssituation veränderte sich von einer prinzipiellen Gruppenorientierung und zumindest partieller Außenwirkung auf die Simulation einer Zweierbeziehung. Sie bot dabei vor allem der Inszenierung emphatischer Freundschaftsbekundung und intimer Gefühlsausprache Raum, während die Dokumentation sozialer und mentaler Gruppenzugehörigkeit für die Selbstdarstellung der Inskribenten an Bedeutung verlor. Unterstützt wurde dieser Prozess durch literarische Moden, die zunehmend den Gefühlsausdruck, die Authentizität und Originalität von Äußerungen als Qualitätsmaßstab werteten und darin ein Signum innerer Wahrhaftigkeit sehen wollten. Der Verzicht auf die Öffentlichkeitsorientierung der Verlautbarungen, die nicht nur einen disziplinierenden, sondern auch einen anspornenden Effekt gehabt hatte, zeitigte damit auch inhaltliche und qualitative Folgeerscheinungen.

Auch wenn die – durch die Beschaffenheit des Mediums nahegelegte – Beschränkung auf die Kommunikation zwischen zwei Partnern nicht von Dauer war und mit der Rückkehr zum gebundenen Album wieder eine breitere Öffentlichkeit hergestellt wurde (ja sich gelegentlich und zeitweilig sogar ein Drang nach Herstellung einer entgrenzten, breiten Leseröffentlichkeit entwickelte): das neue, empfindsame Freundschaftskonzept, das zwischenzeitlich zum Ausweis der Stammbuchpraxis geworden war, ließ sich nicht mehr tilgen und wurde für viele Jahrzehnte vorbildgebend. In gemäßigter Form wird es auch im Huldigungsgestus der Inskriptionen deutlich, die später dezidiert für eine literarische Öffentlichkeit im Rahmen von Denkmal-Alben geschrieben waren. Der ernsthafte Lebenshilfeanspruch, der den eingetragenen Literaturpartikeln über mehrere Jahrhunderte zugebilligt worden war, konnte nur in engen Grenzen und seitens ›Höherstehender‹ reaktiviert werden; die literarische Geltung, die sich aus ebendiesem Anspruch ableitete und gerade in Humanismus und Barock immer wieder aktiv aufgegriffen wurde, ging parallel dazu weitestgehend verloren. Die neuen, höheren Erwartungen an die Ausdrucksfähigkeit, die an die Stelle des Rekurses auf die denkgeschichtliche und literarische Tradition traten, ließen sich von den Beteiligten, die mehr und mehr aus bildungsferneren Milieus kamen und immer jünger wurden, erst recht nicht ein- oder aufrechterhalten.

So ließe sich der Bedeutungsverlust der Stammbücher, der in den Augen der Geschmacksträger evident war und ist, letztendlich als Folge eines ›Verlusts der Mitte‹ beschreiben.<sup>67</sup> Das Untergehen eines gemeinsamen Wertekanons, der

67 In Anlehnung an das berühmte (und nicht unumstrittene) kulturphilosophische Buch von Hans Sedlmayr (1896–1984).

(zumindest in der Öffentlichkeit) von allen vertreten wurde, schwächte die Reputation der Albumpraxis ebenso wie das ›Sinken‹ der beteiligten Sozial- und Bewusstseinsgruppen. Der Prozess führte von einer kommunikativen Orientierung auf eine einigermaßen homogene Öffentlichkeit über die Segregation in unterschiedliche Beziehungskreise hin zur Suggestion einer Zweierbeziehung. Diese war und ist für Außenstehende aber weder einsehbar noch eigentlich von überindividuellem Interesse oder gar von Relevanz. Hatte die Stammbuchsitte ursprünglich nicht zuletzt der Selbstdarstellung des Einzelnen vor einem Publikum gedient, das beim Sammel- und Schreibvorgang mit berücksichtigt werden musste, so war ihre Marginalisierung mit der Beschränkung aufs ›Private‹ letztlich vorgezeichnet.